Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

# Weltbegebenheiten.

## Italien.

Papst Pius IX.

Italien, das Land der Orangen und italienischen Nächte, die Wiege der Bullen, Bannstrahlen, Konkordate und sonstiger schöner und Völker beglückender Anstalten, ist jetzt auch noch eine Garküche geworden. In dieser Garküche wird wirklich die große europäische Zwiebelsuppe gekocht, in welcher alle Großmächte ihre Löffel stecken haben und des Augenblickes harren, wo es heißt: „Meine Herrschaften, die Suppe ist angerichtet. Ist's gefällig?"

Der Koch Garibaldi aber schürt das Feuer, und hat eben eine Hand voll vaterländisches Salz in die Suppe geworfen, und die harrenden Gäste müssen Acht haben, daß ihnen die Suppe nicht zu räß wird, und können leicht die Mäuler daran verbrennen. Es ist nicht Jedermanns Sache, die Suppe, die er eingebrockt hat, auch auszusessen.

Der hinkende Bote hat im vorigen Jahre seine Weltbegebenheiten mit dem Frieden von Villafranca beschlossen, und hat sich damals die Stirne gewischt und seine Pfeife gestopft und hat gedacht: „Gottlob, daß man auch wieder einmal Eins in Ruhe rauchen kann." Es ist aber anders geworden.

Geraucht hat es an allen Ecken und Enden, aber aus keiner Friedenspfeife, sondern es waren die Flammen der Empörung, die das schöne Italien in Rauchwolken hüllten und Manchen der gemeint hat, er sei nur zum Lachen auf der Welt, hat der Rauch in die Augen gebissen, daß ihm die Thränen über die Backen herunter gelaufen sind.

Ist ein sauberer Friede gewesen, der von Villafranca. Wenn die Oesterreicher gewußt hätten, was sie jetzt wissen, sie hätten sich vielleicht noch einmal besonnen und hätten gesagt: „Bange machen gilt nicht," und hätten die Franzosen eingeladen, sich die Hitzköpfe ein wenig einzustoßen an ihrem Festungsviereck und der deutsche Michel, der schon seinen eichenen Prügel gerüstet hatte, wäre endlich auch warm geworden, hätte noch einmal in die Hände gespuckt und hätte tüchtig darein geschlagen, ja das hätte er und der hinkende Bote wäre selber noch mitgezogen, wenn's gefehlt hätte, und hätte das Kalendermachen an den Nagel gehenkt.

Es hat halt nicht sein sollen; die Oesterreicher haben sich nicht nur im Felde schlagen, sondern auch noch sonst über den Löffel balbiren lassen, und Napoleon hat sie mit Versprechungen irre gemacht, in seinem Katechismus aber ist „Versprechen" und „halten" zweierlei.

Inzwischen wurden die Kriegsgefangenen ausgewechselt, — wir haben sie durch unser Land fahren sehen in langen Zügen, daß Gott erbarm — die Spittäler lagen voll Verwundeter und Sterbender, (wer's überstanden hatte, war noch am Besten daran) und in Deutschland wurden für die armen Soldaten, die gar nicht einmal wußten, warum sie sich die Arme und Beine wegschießen lassen mußten, Bälle gehalten und Charpie gezupft.

„Für's Militär hupf ich, für's Militär zupf ich!" Das war der Wahlspruch der deutschen Jungfrauen von 16 bis 50 und sie hupften und zupften, daß es ein Jammer war.

Um das saubere Friedensei auszubrüten, das in Villafranka gelegt worden war, haben sich die Gesandten Oesterreichs, Sardiniens und Frankreichs in Zürich im „Hotel Baur" zusammengesetzt und haben gebrütet viele Monate lang, und als endlich das Ei ausschlüpfte, da haben sie erst gemerkt, daß es ein Kuckucksei war.

„Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!" schrie der nichtsnutzige Vogel und ganz Europa lachte, nur die Oesterreicher nicht, denen war das Lachen für lange Zeit vergangen. Das waren die Konferenzen in Zürich, und wer am meisten dabei prostitirt hat, das war der Gastgeber zum Hotel Baur, mit seiner langen, langen Rechnung für Fasanen, Pasteten, Champagner, Rheinweine und andere Stärkungsmittel, durch welche sich die Herren bei ihrem Brütgeschäfte bei Kräften erhielten, und wer am schlimmsten dabei fuhr, das war der österreichische Gesandte Graf Colloredo, denn als gerade das Ei ausschlüpfen wollte, traf ihn der Schlag, daß er todt war und den Kuckuck selber nicht mehr gesehen hat.

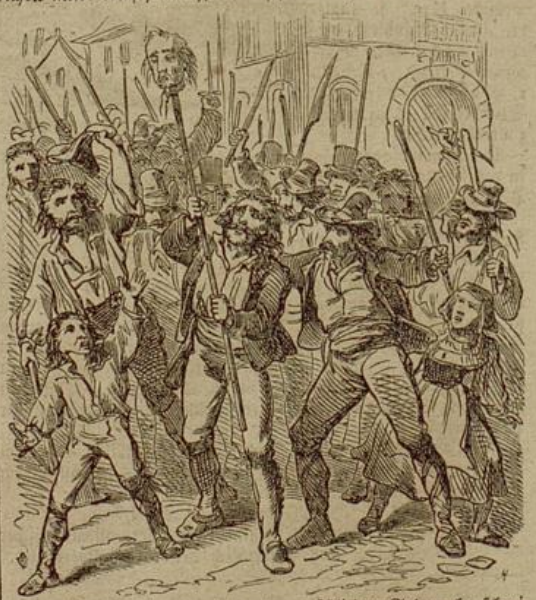
Die Italiener waren inzwischen nicht müßig gewesen. In Modena, Toskana und Parma hatten sie ihren Fürsten solche Beweise von Anhänglichkeit gegeben, daß diese für gut fanden, einen unfreiwilligen Urlaub zu nehmen und sich ein wenig im Auslande umzusehen. Sie liefen alle zum Kaiser von Oesterreich und klagten ihm ihr Leid und sagten: „Lieber Vetter, hilf uns, daß wir wieder in unser schönes Italien kommen; es ist in der ganzen Welt nirgends so schön wie dort!

Der Herr Vetter aber hat die Achseln gezuckt und hat gesagt: „Helft Ihr mir, ich kann Euch nicht helfen, ich weiß selber nicht, wo mir der Kopf steht." Und er hat die Wahrheit gesagt.

Währenddem hatten in Modena, Toskana und Parma die Unterthanen die Regierung in die Hand genommen, und da sie merkten, daß das Regieren gar nicht so übel und eine ganz angenehme Sache sei, und schlimmsten Falles könnten sie es eben so schlecht, wie ihre Fürsten, so hielten sie große Volksversammlungen und faßten den einstimmigen Beschluß, ihre lieben Landesväter ganz höflich zu ersuchen, sie möchten sich doch ja nicht bemühen, wieder zurückzukommen, sie, die Unterthanen, wollten's jetzt auch einmal ohne Fürsten probiren und wollten nichts mehr von ihnen wissen.

Ueber diese Einstimmigkeit darf man sich nicht groß wundern, denn wenn die vertriebenen Fürsten auch noch viele Freunde und Anhänger im Lande hatten, so wäre es doch für diese eine gefährliche Sache gewesen, nicht einstimmig sein und gegen die aufgeregte und schreiende Menge ihre Stimme erheben zu wollen.

Das hat ein armer Teufel in Parma erfahren. Graf Anviti hat er geheißen und war Oberst der parmesanischen Truppen und als treuer Anhänger seiner Fürstin — denn in Parma regierte eine Fürstin — beim Volke verhaßt. Dieser kam — es war eine unglückliche Reise — auf der Eisenbahn durch Parma, wo er auf dem Bahnhofe erkannt und arretirt wurde. Das wüthende Volk stürmte und erbrach sein Gefängniß, schleppte den Unglücklichen unter den schrecklichsten Mißhandlungen durch die Straßen



Graf Anviti's Haupt wird unter gräßlichem Triumphgeschrei auf dem Marktplatze auf einer Säule aufgesteckt.

BLB Karlsruhe

und endlich den noch Lebenden in ein Kaffeehaus, wo sie ihn auf einen Tisch warfen, ihm den Kopf abschnitten und diesen unter gräßlichem Triumphgeschrei auf dem Marktplatz auf einer Säule aufsteckten. Als Alles vorüber war, kam die Polizei, sie macht's gewöhnlich so, nicht allein in Parma. Das war eine gräßliche, fluchwürdige That und wird ein Schandfleck für Parma bleiben, so lange dort ein Stein auf dem andern steht.

In der Romagna, das zum Kirchenstaat gehört und unter der weltlichen Herrschaft des Papstes steht, hatte aber das böse Beispiel auch seine Wirkung gethan und die Romagnaten sagten: „können unsere Nachbarn ohne Fürsten auskommen, so können wir's auch, sein Reich — nämlich dem Papst seines, meinten sie — ist ohnedies nicht von dieser Welt, und das Regieren hält ihn nur von seinen geistlichen Uebungen ab," und also beschlossen sie, den heiligen Vater als weltlichen Fürsten abzusetzen.

Dem geistlichen Hirten gegenüber wollten sie stets gehorsame Schafe bleiben, dem weltlichen Fürsten gegenüber aber waren und blieben sie Böcke und zwar bockige Böcke

Das war die rechte Zeit und das rechte Feld zu Saat und Erndte für einen Mann wie Garibaldi.

General Garibaldi, für den es, nachdem er geholfen hatte, die Oesterreicher aus der Lombardei zu vertreiben, nichts mehr zu thun gab, und der unmöglich müßig bleiben konnte, machte jetzt auf eigene Rechnung Politik.

Ein glühender Vaterlandsfreund warf er sich in die aufgewühlten Lande. Ueberall wurde er mit ungeheuerm Jubel aufgenommen, überall schwang er die Fahne der Empörung, schürte, hetzte und goß siedendes Oel in's Feuer, und die glühenden Italiener jauchzten dem Mann entgegen, in dem sie ihren Befreier erkannten.

Er war Geschäftsreisender der großen Firma Revolution und machte in Aufruhr und Empörung, wie ein anderer in Baumwollen-Waaren macht. Und wie wußte er seine Waaren an den Mann zu bringen.

„Fort mit den Tyrannen! Italien muß frei sein, ein einiges großes Volk!" so rief er hier. Dort schalt er einen Haufen Krakehler: „Schreiet nicht so viel und handelt mehr!" denn die Italiener sind Hauptschreier und das Spektakelmachen ist ihnen stets lieber gewesen, als das Exerzieren und sich todtschießen lassen. Sie sind ein kurioses Volk. Wenn man wissen will, aus welchem Holz dieser Garibaldi geschnitten ist, so muß man seine Tagesbefehle lesen, wo er kurz und bündig sagt: „Ich werde jeden erschießen lassen, der sich als Mazzinist, Republikaner, Sozialist und selbst als Garibaldist bekennt. Ich will nur Italiener haben und Soldaten."

Und er war der Mann dazu, sein Wort zu halten.

Dem Papste und dem König von Neapel wollten die Geschäfte des Handlungsreisenden Garibaldi gar nicht gefallen und namentlich dem Neapolitaner wurde es bange um seine königliche Haut, denn er und seine Herren Vorfahren hatten eine starke Rechnung auf dem Kerbholze, ihr königlicher Purpur bedeckte manche That, die man mit dem Mantel der christlichen Liebe nicht mehr zudecken konnte und der König Franz II. fürchtete, es könne seinem Volke auch einmal einfallen, eine unangenehme Abrechnung zu halten.

Beiden, dem Papste und dem Könige, wollte es vorkommen, ihr guter Freund und Kollege Viktor Emanuel seie bei den Garibaldischen Geschäften Hauptaktionär und Garibaldi müsse für ihn die glühenden Kohlen aus dem Feuer holen.

Also wendete sich der Papst in seiner Bedrängniß an den lieben und getreuen Sohn der Kirche, Napoleon, und bat ihn, er möchte ihm doch helfen und seinen lieben Kindern in der Romagna unter Strafe des Todtschießens befehlen, ihn auch wieder lieb zu haben und sich seinem Hirtenstabe zu unterwerfen, denn die geistliche Regierung sei zwar recht schön, aber die weltliche seie auch nicht bitter, d. er wolle sie vorderhand doch lieber noch behalten.

Doch Napoleon hatte eine andere Ansicht von der Sache und der Papst war mit seiner Antwort gar nicht zufrieden. Der getreue Sohn der Kirche bedauerte, ihm nicht helfen zu können, er wollte es mit den hitzköpfigen Italienern nicht noch einmal verderben, denn er habe allen Respect vor den Orsinischen Bomben und sein lieber, hochgeehrter heiliger Vater solle die undankbaren Romagnaten laufen lassen.

Der in Neapel probirte es inzwischen auch, in aller Geschwindigkeit das nachzuholen, was seit Jahrhunderten versäumt worden war, nämlich sich die Liebe seines Volkes und die Treue seiner Soldaten zu erwerben. Doch das geht nicht so geschwind. Er schmeichelte seinen Soldaten und gab ihnen Festessen und Banquette, er streichelte und täschelte das Volk und sagte: „Du liebes, gutes Volk, du gutes", und so weit wäre Alles recht gewesen. Die Soldaten aßen und tranken, daran ließen sie's nicht fehlen, und wenn sie betrunken waren, brachten sie auch wohl dem König ein Hoch aus, wenn sie aber wieder nüchtern waren, war's die alte Geschichte. Das gute Volk ließ sich täscheln, streicheln u. brummte dabei wie ein Hund, dem man schmeicheln will, während er einen Knochen zwischen den Zähnen hat, über sich zur Abwechslung ein wenig im Revolutioniren, damit es nicht gar zu ungeschickt sei, wenn die Reihe an es kommt, und eine sehr be-

Scene aus der Schlacht bei Magenta: Sprengung der Brücke.

liebte Volksbelustigung war es in Neapel, mißliebige und verhaßte Polizeibeamte umzubringen. Es ist mehr als einer meuchlings ermordet worden. — Während so in Süditalien die Saat aufgegangen war und reifte, welche die bourbonischen Könige gesät hatten, regierten die italienischen Mittelstaaten frisch darauf los, bis sie merkten, daß es mit der Volksregierung doch so eine Sache und das Regieren doch noch schwerer sei, als das Regiertwerden. Nachdem sie dies gemerkt hatten, schickten sie Abgeordnete nach Turin zum Sardenkönige Victor Emanuel und baten ihn, er möchte doch so gut sein und sie „annexiren." Annexiren aber ist ein neues Wort, das der Kaiser Napoleon erfunden hat und das so viel heißt als „einverleiben,", nehmen," „aneignen."

Sie meinten also, der Sardenkönig, sollte sie seinen Staaten einverleiben, er solle auch ihr König sein, König des ganzen vereinigten Italiens. Napoleon hatte zwar das Wort „annexiren" nur für sich selbst, für seinen eigenen Privatgebrauch erfunden, er hatte aber nichts dagegen, wenn seine guten Freunde auch ein wenig von seiner Erfindung profitirten, „ich will's schon wieder einbringen und sie sollen mir's theuer bezahlen," dachte er, und das Wort ist so in Schwung gekommen, daß ein rechtschaffener Taschendieb jetzt nicht mehr sagt: „ich habe einen Geldbeutel gestohlen", nein er sagt: „ich habe den Geldbeutel annexirt."

Kaiser Napoleon III.

Der Holzschneider hat das Bild des Kaisers in dem Momente aufgefaßt, wo er das Wort „annexiren" erfindet. Der Kaiser macht ein pfiffiges Gesicht u. man sieht ihm an, daß er über seine Erfindung eine große Freude hat. Uebrigens aber hat der Holzschneider den Kaiser viel jünger und schöner gemacht, als er ist und der hinkende Bote will nicht hoffen, daß er dem Kaiser geschmeichelt hat, um ein rothes Röcklein mit einem Bändelein zu verdienen.

Der Sardenkönig fühlte sich von dem Antrage der Italiener sehr geschmeichelt und also annexirte er sie und das Volk mußte noch nachträglich darüber abstimmen, und Alles war ein Herz und eine Seele und schrie: „Vivat Hoch, Victor Emanuel!" daß es eine helle Freude war.

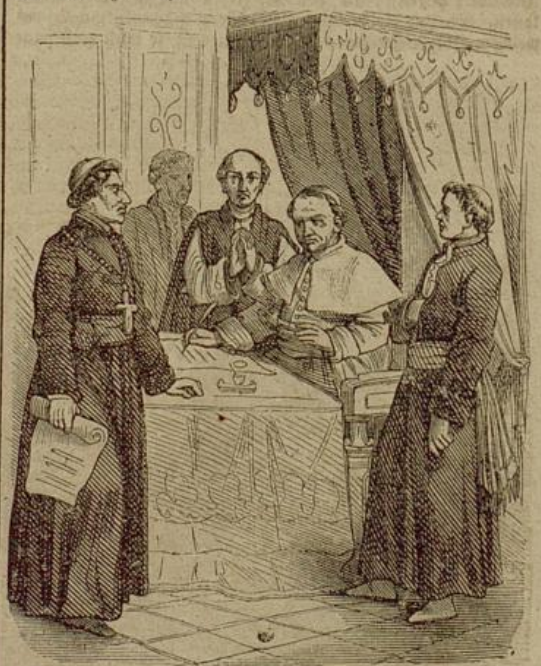
Als aber der Kaiser Napoleon sah, wie sein guter Freund und Bruder sich um ein paar hundert Quadratmeilen weiter nach Italien hinein annexirt hatte, da dachte er: „Hollah! Alterle, so geht das Ding nicht, Du wirst mir zu stark und ich möchte auch etwas davon haben," und schrieb seinem königlichen Bruder einen zärtlichen Brief, „er habe ihn so lieb, daß er ein Andenken an ihn haben möchte, z. B. Savoyen und Nizza, und er werde ihm die kleine Gefälligkeit gewiß nicht verweigern, wo er ihm doch die Oesterreicher zur Lombardei hinausgejagt habe. Es sei ihm nicht wegen Land und Leuten, Gott bewahre, denn er wolle Frankreich nicht vergrößern, o nein, es sei ihm nur wegen den natürlichen Gränzen und weil es ihm gerade so gut passe und hauptsächlich wegen der schönen Aussicht von den Alpen aus, es gehe ihm nichts über eine schöne Aussicht."

Wenn Napoleon bittet, und namentlich wenn er höflich bittet, so ist nicht gut ihm etwas abschlagen. Victor Emanuel machte daher ein langes Gesicht, drillte seinen großen Schnurrbart, daß ihm die Haare zwischen den Fingern hängen blieben, und hatte Nizza und Savoyen verloren, Savoyen, die Wiege seines königlichen Geschlechtes. Was der gute König vornen annexirte, mußte er hinten wieder abgeben, und hätte das Annexiren lieber bleiben lassen können. Die Nizzarden und Savoyarden wurden nachträglich ebenfalls zur Abstimmung getrieben und schrieen aus vollem Halse: „Vive l'empereur!" Und so sieht man, was man aus den Italienern nicht Alles machen kann. Der hinkende Bote, wenn er die Macht in Händen hätte, getraute sich ein solches Volk dahin zu bringen, daß es „Es lebe der Teufel und seine Großmutter!" rufe.

Das gab ein großes Geschrei in Europa; England war überrascht, Deutschland verblüfft und Rußland erstaunt, und Alles rief: „Was! Annexiren! Natürliche Gränzen? Das geht uns selber an den Kragen!" und Alles protestirte, aber nur mit dem Maule und auf dem Papiere, und nur die kleine Schweiz that mehr als protestiren und schreien, es rüstete und bewaffnete sich und machte eine Faust, wie der Hirtenknabe David gegen den Riesen Goliath. Doch die Davidsschleuder ist verloren gegangen. Der Riese Goliath kümmerte sich um das Geschrei so viel, als der Mond sich kümmert, wenn ein Hund ihn anbellt, und um die Sache außer allen Zweifel zu stellen, ließ er am 1. April d. J. ein französisches Regiment in Nizza einmarschiren. Napoleon nennt dieses ein fait accompli und ist eine seiner Lieblingsmaßregeln, und so oft er ein fait accompli macht, so beruhigen sich die Großmächte, und dießmal machten sie es ebenso, obschon sie Napoleon in den April geschickt hatte.

Wenn aber auch die Großmächte sich wieder so weit beschwichtigen ließen, daß sie wenigstens nur eine Faust im Sacke machten, so wurde es dem Papste immer unheimlicher zu Muthe, denn das Revolutioniren und Annexiren kam seiner heiligen Stadt auf ganz respectwidrige Weise nahe, und der heilige Vater wußte sich nicht mehr zu rathen und zu helfen. Und da er sich nimmer zu rathen und zu helfen wußte, so griff er zu dem letzten Mittel — nützt's nichts, so schadet's nichts — ließ er sich aus seinem geistlichen Zeughause einen ganz neuen Bannstrahl geben und schleuderte ihn von seinem Vatican in die Welt hinaus, „gegen die Urheber, Beförderer, Helfer und Rathgeber der Rebellion in den Staaten des heiligen Stuhles."

Doch der Bannstrahl hatte keine bestimmte Adresse und so fackelte er eine zeitlang planlos in der Welt herum, und verpuffte am Ende, ohne Schaden gethan zu haben. Seit Erfindung der Blitzableiter, der Zündhölzchen, der elektromagnetischen Telegraphen und der gezogenen Kanonen, wollen solche mittelalterliche Wurfgeschosse, als diese Bannstrahlen sind, nicht mehr viel zu bedeuten haben, und die Welt ist so gottlos, sich nicht mehr viel daraus zu machen.



Papst Pius IX. die Excommunikation unterzeichnend.

Das mußte auch der heilige Vater gemerkt haben, denn er stellte das Bombardement mit Bannstrahlen ein und ließ dafür den französischen General Lamoriciere kommen, daß der ihm ein tapferes Heer zusammenbringe zur Vertheidigung Roms und des heiligen Stuhles, und ließ Peters-Pfenninge sammeln die schwere Menge und das war jedenfalls geschreibter.

Auf dem Bildchen daneben kann man sehen, wie der Papst den Bannstrahl losläßt und die Exkommunikation unterzeichnet. Der heilige Vater macht ein betrübtes, ängstliches Gesicht und man sieht ihm an, er traut nicht recht. Die zwei Geistlichen im Vordergrunde sind Kardinäle, wer noch keinen gesehen hat, und der links mit dem Kreuze auf der Brust und mit dem scharf geschnittenen Gesicht ist Kardinal Antonelli, des Papstes allmächtigen Minister. Sie sprechen dem heiligen Vater, der noch zu zaudern scheint, Muth zu, bis er endlich unterschreibt. Der Kardinal im Hintergrund betet zum lieben Gott, daß er die Feinde des heiligen Stuhles verderben möge.

Währenddem war in Süd-Italien die Revolution zum vollständigen Ausbruche gekommen. Auf der Insel Sizilien, welche zum Königreiche Neapel gehört, wollten die Leute nicht mehr länger begreifen, daß Hängen, Köpfen, Einsperren, Foltern und sonstige Annehmlichkeiten durchaus nothwendige Regierungsmaßregeln seien, um ein Volk glücklich zu machen, und deßwegen empörte sich das Volk in Palermo, Hauptstadt Siziliens, und schlug sich zu Zehntausenden gegen die königlichen Soldaten, und ganz Sizilien erhob sich und versuchte das verhaßte Joch abzuschütteln.

Doch was wollte das arme Volk machen mit seinen Mistgabeln und Dreschflegeln gegen Flinten und Kanonen, ungeordnete und ungeübte Haufen gegen geordnetes Militär, gegen Soldaten, deren Tapferkeit anzuspornen man das häßlichste Mittel gewählt hatte, denn sie durften sengen und brennen, morden und plündern nach Herzenslust, und sie haben's auch redlich gethan.

In Palermo und Messina wurden die Aufstände zu Boden geschlagen, und viele Menschen, Weiber und Kinder darunter, in den Straßenkämpfen hingeschlachtet und wenn auch in den Städten auf der Westküste Siziliens, Trapani, Marsala und Mazzara die Aufständischen sich festsetzten, sie hätten am Ende doch müssen zu Grunde gehen, denn es fehlte ihnen eine tüchtige Leitung, es fehlte ihnen der Mann. In Neapel feierten sie diese blutigen Metzeleien mit Festlichkeiten und Revüen und alle Zeitungen mußten „Sieg, Sieg!" schreien. Aber mit dem Schreien ist's nicht gethan, und wie wenig die Regierung dem Wetter traute, konnte man daraus sehen, daß sie in Palermo und Messina den Belagerungszustand verkündete. Der Letzte hatte noch nicht geschossen, denn der Mann, der dem Volke fehlte, erschien plötzlich auf dem Schauplatze — der Mann aber war Garibaldi!

Eines schönen Tages, es war am 11. Mai d. J., erschienen wie vom Himmel herunter gefallen zwei Schiffe vor Marsala und Garibaldi mit 1200 Helden landete unter dem Kanonenfeuer der neapolitanischen Schiffe, und als die todesmuthige Schaar an's Land sprang, da zitterte das ganze Königreich Neapel, wie durch ein Erdbeben, und der königliche Thron in Neapel fing an, stark zu wackeln. Wie Garibaldi mit seinen zwei Schiffen durch die neapolitanische Flotte hindurchkommen und Sizilien erreichen konnte, ist ein wahres Wunder und man sollte fast meinen, die neapolitanischen Schiffe hätten ihn mit Fleiß nicht sehen wollen.

Als Garibaldi den sizilianischen Boden betrat und im Namen des Königs Victor Emanuel das Volk zum Aufstand rief, da brachen die Sizilianer in einen Schrei der Begeisterung aus und Tausende strömten unter seine Fahne, und Garibaldi, ohne sich Rast und Ruhe zu gönnen, zog an der Spitze seiner kleinen Armee aus, seinen Triumphen entgegen. Die Neapolitaner bombardirten das leere Marsala, doch Garibaldi ließ sie bombardiren und zog weiter und schlug am 15. Mai die königlichen Truppen unter General Landi bei Calatafimi.

Die Neapolitaner posaunten zwar das Gefecht bei Calatafimi als einen Sieg aus, aber es war ein Sieg, bei welchem die Sieger davon liefen und Garibaldi hinter den Siegern darein. Am 24. Mai wurde er von 10,000 Königlichen angegriffen, machte aber einen Scheinrückzug, um die feindlichen Truppen von Palermo wegzulocken, seine Kriegslist gelang, und während die Königlichen hitzig den Feind bis Carleone verfolgten, gerade vor die Garibaldischen Kanonen, von denen sie zusammen geschmettert wurden, zog Garibaldi auf andern Wegen vor Palermo, wo er am 26. Mai sein Lager schlug.

Dem König von Neapel war es inzwischen auf seinem Thron ganz schwül geworden und er probirte Allerlei, um sich aus der Schlinge zu ziehen und seinen furchtbaren Gegner unschädlich zu machen. Die Regierungsblätter mußten lauter Siege der königlichen Truppen verkünden, aber kein Mensch wollte an diese Siege glauben, denn je mehr Garibaldi geschlagen wurde, desto näher rückte er gegen Pa-

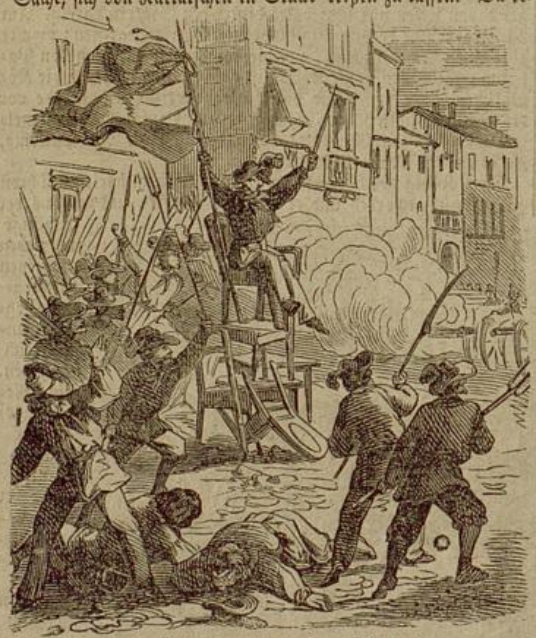
Erstürmung von Palermo am 27. Mai 1860.

lermo vor. Als dies nicht mehr ziehen wollte, schritt der König zu einem andern Mittel und setzte einen Preis von 30,000 Dukaten auf den Kopf Garibaldis. Man sieht, der König hielt diesen Kopf für so ziemlich preiswürdig, Garibaldi hätte wahrscheinlich für den königlichen Kopf mit sammt der Krone nicht so viel gegeben. Aber auch dieses Mittel schlug nicht an, und es hat sich bis jetzt kein Mörder gefunden, der das Blutgeld verdienen wollte. Jetzt schickte der König den General Lanza als „Alter Ego" nach Palermo, d. h. als sein anderes Ich, als seinen Stellvertreter, mit unumschränkter königlicher Gewalt, und als Garibaldi vor Palermo erschien, hatte dieser „Alter Ego" mit 28,000 wohlgerüsteter Soldaten die Stadt und Festung besetzt.

Das war noch eine harte Nuß und manchem Andern wäre jetzt der Muth gesunken.

Doch Garibaldi war nicht so leicht einzuschüchtern, er wußte, daß das ganze Volk für ihn kämpfe und daß er sich nur vor Palermo zeigen dürfe, um die ganze Stadt in Aufruhr zu bringen. Und so geschah's auch.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Mai griff Garibaldi mit seinen Alpenjägern die Stadt an und im Innern brach die volle Empörung aus. Morgens halb 6 Uhr hatte er die Porta di Termini erzwungen und stürmte kämpfend in die Stadt, wo in allen Straßen, in den Häusern selbst mit der Wuth der Verzweiflung gefochten wurde. Thaten sind geschehen, die der Aufzeichnung werth sind. Als die jungen Italiener, die zum ersten Male in ein solches Höllenfeuer kamen, die Stradone überschreiten sollten, da stutzten sie, denn diese Straße wurde von dem Feinde mit Kartätschen beschossen, und es ist nicht gerade Jedermanns Sache, sich von Kartätschen in Stücke reißen zu lassen. Da er-



Ein Genueser in Palermo zeigt, daß nicht alle Kugeln treffen.

faßte ein kühner Mann, ein Genueser war's, mehrere Stühle, pflanzte sie trotz dem furchtbaren Feuer mitten in der Straße auf und setzte sich, in der Hand eine Fahne schwingend, oben drauf. Allzulange freilich wird er nicht sitzen geblieben sein, aber lange genug, um seinen Gefährten zu zeigen, daß nicht alle Kugeln treffen und um ihren Muth zu heben, und „Eviva! Eviva!" was ein italienisches „Hurrah!" ist, gings drauf los und die Straße war genommen. Gegen Mittag war Garibaldi Herr der halben Stadt. Auf dem Marktplatze, wo er einen Augenblick Halt machte, um zu verschnaufen, drängten sich die Sizilianer, Männer, Weiber, Kinder, schaarenweise um ihn, warfen sich in wahnsinniger Begeisterung zu seinen Füßen, küßten seine Kleider, seine Hände, und dankten ihrem Befreier. Und wieder vorwärts gings, denn das Werk war erst halb gethan. Jetzt fingen auch die Schiffe und die Citadelle an, ein Wort mit darein zu reden, und ein Hagelwetter von Bomben und Granaten prasselte nieder auf die unglückliche Stadt. Ganze Reihen von Häusern wurden niedergeschmettert, hunderte unschuldige Menschen erschlagen. Ein ganzes Spital, mit allen Kranken, die darin waren, wurde in einen Schutthaufen zusammengeschossen. Ueberall einstürzende Häuser, Erschlagene, Verwundete, was nur konnte, suchte bombenfeste Plätze auf, die andern heulten, beteten und rangen verzweifelnd die Hände. Das war ein schrecklicher Anblick, zumal meistens nur harmlose Leute betroffen wurden, die an dem Kampfe unbetheiligt waren. So hat der König von Neapel mit seinen armen Unterthanen in Palermo gesprochen. Doch diese blutige Sprache nützte ihn nichts, denn trotz dem Bombardement wurden die königlichen Soldaten aus allen Stellungen vertrieben, denn die armen, zur Verzweiflung gebrachten Einwohner, selbst Weiber und Kinder, kämpften jetzt ebenfalls in wahnsinnigem Muthe, und wer nicht kämpfen konnte, warf Pflastersteine, Dachziegel, ja selbst die kostbarsten Möbel aus den Fenstern heraus auf die Köpfe der Soldaten.

Der Kampf und das Bombardement dauerte den ganzen Tag und die ganze Nacht, am 28. Mai aber war Palermo für den König verloren und die königlichen Truppen, die nur noch das königliche Schloß und die Citadelle inne hatten, baten um einen Waffenstillstand, den auch Garibaldi in der Großmuth seines Herzens gewährte.

Jetzt konnte man sich einen Begriff machen von dem Entsetzen der letzten zwei Tage. Garibaldi machte die Runde in der Stadt und half und tröstete wo er konnte. Ganze Straßen waren gesperrt durch Schutt und Leichen. Außer den Häusern, welche dies Bombardement niedergeschmettert, hatten die Soldaten noch eine Masse Häuser muthwillig niedergebrannt, so allein 300 in der Nähe des Palastes, in welchem sie sich konzentrirten. Man erzählt, die Soldaten hätten die Frauen und Kinder, welche aus den brennenden Häusern zu entfliehen suchten, wieder in's Feuer zurückgetrieben oder getödtet, und im Kloster der Dominikaner zeigt man einen Gang, worin 80 Frauen eingesperrt und während des Brandes umgekommen sein sollen.

Die Gefängnisse wurden geöffnet und menschliche Jammerbilder aus den abscheulichsten Löchern herausgezogen, wo sie Jahre lang ohne Verhör und Urtheil geschmachtet hatten. Die sizilianischen Folterkammern sind keine Fabeln. Schon 1848 wurden von einem englischen Geistlichen aus den Kerkern von Palermo Dinge berichtet, die an die abscheulichsten Zeiten der Inquisition erinnerten. Und jetzt hört man wieder Aehnliches. Man will in unterirdischen Löchern Massen von Leichen und Gerippen gefunden haben, die in ihren Ketten gestorben waren, an Vielen fand man noch Spuren der Martern, denen sie erlagen, einige fand man vollständig gekreuzigt.

Jetzt begreift man den Haß Siziliens gegen die Herrschaft Neapels, jetzt begreift man, wie das Wunder möglich war, daß Garibaldi, der mit einer Handvoll Menschen den Boden Siziliens betrat, ein großes Heer so vollständig schlagen konnte. Schergen- und Henkerwesen ist eine schlechte Sache, um sein Blut dafür zu verspritzen, und die neapolitanischen Soldaten haben das ihrige möglichst gespart.

Von jetzt an gingen die Ereignisse mit Riesenschritten.

Das Bombardement hatte den Truppen nicht nur nichts genützt, sondern geschadet, denn sie steckten jetzt in der zusammengeschossenen Stadt wie in einer Mausfalle, konnten nicht mehr rückwärts und nicht mehr vorwärts und die 28,000 Mann starke Besatzung mußte kapituliren und am Ende froh sein, daß man sie mit Sack und Pack abziehen ließ, so daß jetzt Palermo vollständig in der Hand des Siegers war.

Garibaldi aber gönnte sich keine Zeit der Ruhe, denn noch hatte er Vieles zu vollbringen. Er erklärte sich zum Diktator von Sizilien, ernannte ein Ministerium, organisirte und vermehrte sein Heer, breitete seine Herrschaft über das ganze westliche Sizilien aus und machte Anstalten, auch den östlichen Theil zu erobern.

BLB Karlsruhe

Garibaldi machte die Runde in der Stadt und half und tröstete wo er konnte.

Am 21. Juli erstürmte er nach hartem Kampfe Melazzo, und wenige Tage darauf zog er in Messina und Syrakus ein, wo zwar die königlichen Truppen die Citadelle noch inne haben, aber sie sind so zahm geworden, daß sie sich nicht muckſen und froh sind, wenn man sie in Ruhe läßt, und haben sich vollständig verpflichtet, keinen Schuß auf die Stadt zu thun.

Garibaldi schrieb an den König Victor Emanuel, „er werde stolz darauf sein, seine königliche Krone mit einer neuen Perle zu schmücken", mit Sizilien nämlich meinte er, und der König antwortete darauf, „es freue ihn sehr von wegen der Perle, aber mehr wolle er nicht, und Garibaldi solle jetzt den König von Neapel in Ruhe lassen, der habe jetzt Aengsten genug ausgestanden." „Schon gut, dachte Garibaldi, wenn ich einmal Neapel habe und Rom, da wollen wir weiter davon reden", und rüstet sich jetzt zu nichts mehr und nichts weniger als zur Eroberung von Neapel.

Dem König von Neapel steht jetzt das Messer am Halse, und er hat jetzt den letzten Versuch gemacht und hat seinem Volke eine Verfassung gegeben.

Aber auch dieser letzte Verzweiflungsstreich will nicht mehr anschlagen, denn die Könige von Neapel haben dieses Mittel schon zu oft gebraucht, wenn sie in Verlegenheit waren und ist ihnen niemals Ernst damit gewesen und das Volk weiß schon, was es von einer solchen Angstverfassung zu halten hat. — Das alte Kindersprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht," hat sich auch diesmal wieder bewahrheitet. Der König von Neapel traut selber nicht, und wenn er mit der einen Hand die Verfassung an sein geliebtes Volk unterschreibt, so packt er mit der andern seinen Koffer und macht sich reisefertig, und hat sich seine Sparbüchse mit 30 Millionen Dukaten auf ein Schiff bringen lassen, damit er doch wenigstens anständig leben könne, wenn er einmal nicht mehr König ist. Mit 30 Millionen Dukaten kann man sich schon durchschlagen, wenn man, wie er, keine große Familie hat.

So stehen jetzt die Sachen.

Das nächste Jahr um diese Zeit will der hinkende Bote erzählen, wie es weiter gegangen ist.

### Der spanisch-marokkanische Krieg.

Wenn uns Alles, was die Spanier machen, „spanisch" vorkommt, so ist das ganz in der Ordnung und kann Niemand etwas dagegen sagen, denn spanisch ist spanisch und bleibt spanisch und der Krieg gegen Marokko ist auch spanisch, und zwar sehr spanisch.

Die Spanier waren schon lange ärgerlich, daß man sie so ganz links liegen ließ und gar nicht dergleichen that, als ob ein Spanien in der Welt existire, während die Großmächte einander in den Haaren lagen, sich tüchtig verzausten und die ganze Welt in Feuer und Flammen zu setzen drohten.

Die Spanier wollten auch von sich reden machen, sie wollten auch ein bischen Krieg haben und sich in der Illustrirten Zeitung abgemalt sehen.

Hinter der ganzen Geschichte aber steckt der Kaiser Napoleon selbst, das fehlt sich nicht, und der Krieg der Spanier gegen Marokko ist eigentlich ein verkappter Krieg Napoleons gegen England, dessen Macht auf dem mittelländischen Meere gebrochen wird, wenn sich die Spanier an der Nordküste Afrikas festsetzen und schneiden den Engländern die Zufuhren zu ihrer Festung Gibraltar ab und versperren ihnen ihre Handelswege, denn sie treiben mit den Marokkanern vielen und vortheilhaften Handel. Deßwegen schürt und hetzt Napoleon, und die Spanier müssen ihm die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen.

Das Kaiserreich Marokko hat einen Flächeninhalt von mehr als 10,000 Quadratmeilen und ist also beinahe so groß als Deutschland. Wenn aber in Deutschland nicht Alles so ist, wie es sein soll, so ist in Marokko gar Nichts, wie es sein soll und es erfreut sich unter dem Scepter seiner Kaiser einer so heillosen Wirthschaft, daß es nichts schadet, wenn Kaiser und Volk ein wenig gezwiebelt werden.

Es wird den geneigten Leser interessiren, etwas Näheres über die marokkanischen Zustände zu erfahren.

Der Kaiser Muley Abderachmann zum Beispiel, der kurz vor Ausbruch des Krieges starb, war ein gar gemüthlicher, alter Herr, der die unschuldige Leidenschaft hatte, seinen lieben Unterthanen die Taschen zu leeren, denn er war neben andern guten Eigenschaften auch sehr geizig, und dem es sehr leid that, wenn er, um die Reichthümer seiner Landeskinder in seine landesväterlichen Krallen zu bekommen, sie einsperren, foltern, oder ihnen gar die Köpfe abschlagen lassen mußte.

Wir wollen ein paar Stücklein von diesem liebenswürdigen Herrscher erzählen.

Marokko ist unter Anderm ungeheuer reich an Blutegeln und diese gehören alle dem Kaiser. Dieser, als Hauptblutegel, verpachtet nun den Blutegelfang an die Juden und diese als Vize-Blutegel jagen die armen marokkanischen Bauern heerdenweise in die Teiche und Sümpfe, daß die Blutegel sich an ihre nackten Beine festsaugen können und bezahlen sie so gering, als sie mögen, meistens aber mit Prügeln, und verkaufen die Blutegel so theuer als sie können.

Jetzt wissen wir, warum wir in der Apotheke 12 Kreuzer für den Blutegel bezahlen müssen, während der Jude in Marokko für das nämliche Geld 2—300 Stück von den Beinen der armen Bauern herunter schabt.

Doch das ist noch lange nicht Alles. Ist ein marokkanischer Kaufmann, oder ein Gouverneur, oder sonstiger Beamter recht reich geworden vom Schweiße und Blute des Volkes, so wird er von Seiner kaiserlichen Majestät vor seinem Ende „ausgenommen", oder wenn der rebellische Unterthan die Unverschämtheit hat, für die kaiserliche Geduld zu lange zu leben, so wird er „abgethan." Die undankbaren Landeskinder sind aber in der Regel sehr zähe, wenn sie mit dem Geldbeutel herausrücken sollen und versetzen das milde Herz ihres kaiserlichen Herrn nicht selten in die unangenehme Nothwendigkeit, sie so lange prügeln, einsperren und fasten zu lassen, bis sie's

BLB Karlsruhe

am Ende nicht mehr aushalten können und sich loskaufen. Viele aber lassen sich lieber zu Tode prügeln, ehe sie das Loch angeben, wo sie ihre Schätze begraben haben.

Oefters auch läßt der gütige Kaiser sie wieder laufen, damit sie sich wieder mit Reichthümern vollsaugen können, und wenn sie sich dann vollgesogen haben, packt er sie wieder und preßt sie aus, wie einen vollen Schwamm. Das ist ein anderer Blutegelhandel und man sieht, es ist ein recht gemüthliches Leben in dem Marokko.

Die Marokkaner sind ungemein fromme Leute und wenn einer gerade daran ist, einem Juden oder Christen den Geldbeutel zu nehmen, oder den Hals abzuschneiden (sie halten dies für ein gottesfürchtiges Werk) und der mahomedanische Priester ruft von der Moschee herunter zum Gebet, so läßt der Räuber sein Opfer fahren, sagt ganz höflich: „Warte ein Wenig," kreuzt die Arme über die Brust und neigt sich fromm gegen Mekka, und erst dann, wenn er sein Gebet verrichtet hat, setzt er die unterbrochene weltliche Arbeit wieder fort.

Die marokkanischen Soldaten sind halb nackte, negerartige, wilde Bestien, die mit fanatischer Tapferkeit fechten, keinen Pardon geben und jeden abschlachten, der in ihre Hände fällt, eine Charaktereigenthümlichkeit, welche die Spanier sehr unangenehm berührt hat. Das ist der Fürst und das Volk, gegen welches die Spanier Krieg führten. Der jetzige Kaiser, Sidi Ahmed heißt er, soll nicht viel liebenswürdiger sein als sein Vorgänger.

General O'Donnell, der Besieger der Marokkaner.

General O'Donnell, der spanische Oberfeldherr, setzte an der Spitze eines Heeres von 50,000 Mann nach Afrika über, um dieses wilde Volk zu Paaren zu treiben und zu züchtigen.

Der Kaiser von Marokko konnte ihm ein reguläres Heer von 20,000 Mann und circa 30,000 Mann undisziplinirte Horden entgegenstellen. Aber seine Artillerie war schlecht bestellt und die Befestigung seiner Städte in schlimmem Zustande, so daß die Marokkaner dem wohlgerüsteten spanischen Heere in keiner Beziehung gewachsen sein konnten. Der marokkanische Feldherr hieß Muley Abbas und war ein Bruder des Kaisers.

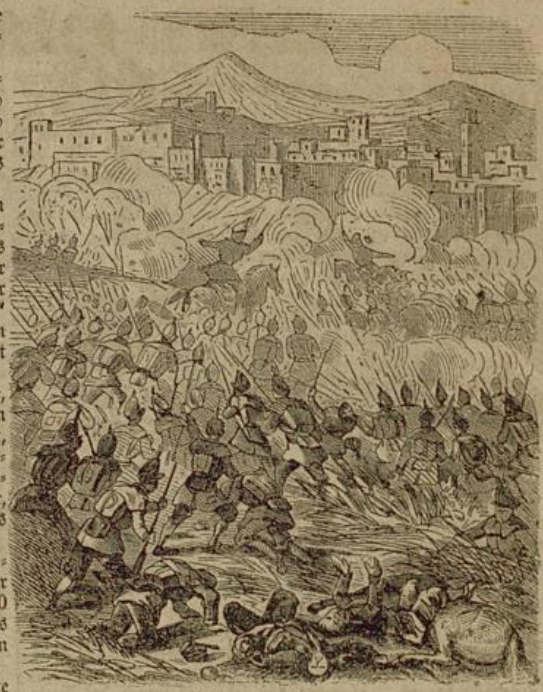
Wenn aber General O'Donnell glaubte, mit den halbnackten, zerlumpten und schlecht bewaffneten Mauren ein leichtes Spiel zu haben, so täuschte er sich. Die Kerls fechten wie die lebendigen Teufel. Wenn sie ihre langen Flinten abgeschossen haben, so stürzen sie, ihre Yatakans schwingend und ein Messer zwischen den Zähnen, unter furchtbarem Geschrei „Allah! Allah!" wie wilde Raubthiere in den Feind, hauen, stechen, beißen und kratzen, und weichen nicht, bis sie in Stücke zerhauen sind. Das haben die Spanier an manchem heißen Tage erfahren, und mancher heiße Kampf wurde gekämpft, in welchem die Kriegskunst der Spanier über die rasende Tapferkeit der Mauren keinen andern Erfolg erringen konnte, als daß es auf beiden Seiten viele Todte gab.

So war ein Haupttreffen am 15. Dezember, wo 15,000 Mauren die Spanier in ihrem Lager bei Ceuta überfielen, während diese gerade einen Militärgottesdienst hielten. Die Spanier warfen sluggs Rosenkränze und Gebetbücher weg und griffen zu den Waffen, und wenn sie sich auch ihrer wüthenden Feinde erwehrten, so hat doch mancher Spanier an diesem Tage sein letztes Gebet verrichtet.

Am 6. Februar zog General O'Donnell an der Spitze seines Heeres siegreich in Tetuan ein.

Das war ein trauriger Anblick, als die Spanier in die Stadt einzogen. Die Straßen schienen wie ausgestorben, nur da und dort schoßen noch fanatische Mohamedaner aus den Häusern und wurden dafür sogleich massakrirt.

Noch einmal sammelte sich das zersprengte marokkanische Heer,



Einnahme Tetuan's.

noch einmal focht es unter der Führung Muley Abbas einen Verzweiflungskampf am 23. März 1860 im Thale Bad-Ras und noch einmal wurde es geschlagen und besiegt. Es war die blutigste Schlacht des ganzen Feldzuges und sein blutiges Ende.

Da merkte der Kaiser von Marokko, daß es Zeit sei, bei den Spaniern um gut Wetter zu bitten, und er mußte froh sein, daß er sich den Frieden um die Kleinigkeit von 10 Millionen Thalern und sonst noch allerlei Vergünstigungen erkaufen konnte.

Jetzt sind die Spanier und Marokkaner wieder ganz gute Freunde, wie zuvor. Der Kaiser gibt sich wieder den Vergnügungen des Friedens hin, fängt Blutegel, sammelt Reichthümer und schindet seine Unterthanen.

Die Königin von Spanien hat aus Dankbarkeit den General O'Donnell zum Herzog von Tetuan gemacht und ist so stolz geworden auf ihren Sieg, daß sie sich zur Aufnahme unter die Großmächte gemeldet hat.

Die Großmächte haben aber gesagt: „Nichts da! die könnten wir noch brauchen! wir werden unter uns selber nicht fertig!" Und so ist's beim Alten geblieben.

## Deutschland.

Italien hat sich mit seinen Weltbegebenheiten so breit gemacht im Kalender, daß für das Uebrige wenig Platz mehr bleibt. Der hinkende Bote muß sich daher kurz fassen und kann nur noch Deutschland in Behandlung nehmen. England und Frankreich werden deßhalb keinen Protest erheben, denn außerdem, der hinkende Bote hätte wenig Schmeichelhaftes von ihnen zu sagen gehabt.

Deutschland kränkelt immer noch an seiner Einigkeit, und noch immer will die Entscheidung nicht eintreten, welche die langwierige Krankheit brechen soll. Die Aerzte nennen's „Krisis." Wenn's nur kein hitziges Fieber gibt und der Kranke in wilden Phantasien um sich schlägt. Der rechte Doktor fehlt halt noch und die bisherige Quacksalberei wird dem Patienten nicht auf die Beine helfen. Der alte Arndt hat gesungen:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

und hat in seinem neunzigsten Jahre sterben müssen, ohne daß ihm Einer eine Antwort auf diese Frage hätte geben können.

BLB Karlsruhe

Der hinkende Bote weiß es ganz genau, wie wir Deutsche es machen müssen, daß wir einig werden, und die Sache klingt ganz einfach:

„Wenn wir einig sein wollen, so müssen wir halt einig sein!" Darüber sind wir Alle einig, und es ist leider das Einzige, worüber wir einig sind. Aber das Wie? da liegt der Has im Pfeffer. Das Volk will einig sein, da fehlt's nicht, und in den Bierhäusern und auf den Kirchweihen sucht Einer dem Andern die Einigkeit so klar zu machen, bis sie über die Einigkeit uneinig werden und sich mit den Stuhlbeinen herumprügeln.

Die „Diplomaten," wie man die Staatsgelehrten auf deutsch nennt, wollen auch einig sein, das versteht sich, aber sie haben sich in der Einigkeit so verrannt und die Geschichte so durcheinander geworfen, daß sie sich nächstens die Tintenfässer an die Köpfe werfen werden. Auch eine Einigkeit. Die Fürsten wollen auch einig sein, ganz natürlich, aber jeder will Recht haben und will, daß die andern ihm folgen sollen, aber keiner will dem andern folgen, und das ist noch natürlicher, und so sind sie halt als noch nicht einig geworden, und das ist am natürlichsten.

So weit aber glaubt der hinkende Bote sind wir doch gekommen — und die Fürsten-Versammlungen in Baden und in Teplitz haben ihr gutes Theil dazu beigetragen — daß wenn jetzt ein Wolf in die Heerde einbrechen will, so wird sich die Heerde zusammenstellen und hinten ausschlagen und sich des Wolfes erwehren und sich von der Bestie nicht einzeln überfallen und zerreißen lassen. Wenn der Wolf abgetrieben ist, so können sie unter sich wieder „Stutzbock" machen wie zuvor, und es sieht fast so aus, als werden sie's thun. Nun s'ist doch wenigstens so viel. Die Schmach eines Rheinbundes wird Deutschland nicht mehr erleben, denn ein Rheinbund würde keine Soldaten mehr dazu finden, und kein deutscher Mann von Kopf und Herz will sich „Rheinbündler" schimpfen lassen. „Rheinbündler" ist ein Schimpfwort geworden in Deutschland, und das ist schon ein Gewinn. In Koburg lebt ein Fürst, auf den alle Deutschen mit froher Hoffnung blicken, denn er nimmt sich der deutschen Einigung an wo und wie er kann, das ist der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, der Schwager unseres Großherzogs. Er steht gut mit den Fürsten und dem Volke und hat schon oft den Vermittler zwischen jenen gemacht und das Volk feiert in der gastlichen Stadt Koburg seine Feste, Turnerfeste, Sängerfeste u. s. w. Auch hat sich in Koburg ein deutscher Nationalverein gebildet (der hinkende Bote begreift nicht, warum er sich nicht „Volksverein" nennt), der die deutsche Einheit anstrebe, und so weit wäre es schon recht. Aber das österreichische Volk wollen wir auch bei Deutschland haben und der Nationalverein soll nur Wege suchen, die es uns zuführen.

Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Wenn der hinkende Bote von Schleswig-Holstein spricht, so zieht er ein schwarzes Trauer-Röcklein an, und jeder Deutsche, der Ehre im Leibe hat, muß trauern ob der Schmach, daß das große mächtige Deutschland sich von dem kleinen, frechen Dänemark Nasenstüber geben läßt, ohne den kleinen Befzger mit einem Griffe zu zermalmen. Deutschland aber schaut zu, wie der Däne eine halbe Million Deutsche mißhandelt und peinigt, und der Nothschrei der armen Schleswig-Holsteiner hat noch kein Ohr und noch kein Schwert gefunden. Alles was Deutschland thut, ist, daß es protestirt.

„Protestation! Protestation!" wenn man mit dem Schwert drein schlagen sollte.

Gott sei's geklagt, und er möge es denen verzeihen, die dieses Verbrechen am Vaterlande auf dem Gewissen haben.

In Kurhessen geht's auch heiter zu, und die guten Leute wissen bald nimmer, ob sie's jetzt besser oder schlimmer haben, als unter dem König von Westphalen, Hieronimus sel. Die Wahl thut einem weh. Der hinkende Bote wird bald selber irr, und es wäre ihm lieb, wenn ihm einer sagen wollte, ob die Kurhessen wegen ihrem Kurfürsten auf der Welt sind, oder der Kurfürst wegen den Kurhessen, und an welchen Gerichtshof sich denn eigentlich die armen Menschen wenden müssen, daß sie zu ihrem Rechte gelangen? Wenn Einer da die Geduld nicht verliert, so ist er gewiß ein Deutscher.

Europa hat jetzt außer der Türkei noch einen „kranken Mann" bekommen — Oesterreich — und das ist krank, recht krank, und die Schlappe in Oberitalien ist ihm schlecht bekommen. Es hat die Lungenschwindsucht, die Herzbeutelwassersucht, ist nicht sauber um's Nierenstück, wird von Mitessern und Polypen geplagt, und jetzt kommt auch noch eine Hirnerweichung dazu. Wenn der Patient sich nicht dazu entschließen kann, sich einer tüchtigen Operation und Kur zu unterwerfen, und sich trepaniren, schröpfen, purgiren und lariren zu lassen, daß die schlechten Säfte und der alte Unrath fortgehen, so muß er ohne Gnade ersticken, aber nicht in seinem eigenen Fette, sondern in Schulden und in der Sünde, seine Zeit nicht verstanden zu haben.

Der Prinz-Regent von Preußen.

Preußen ist unter der vortrefflichen Regierung des Prinz-Regenten so ziemlich gesund, was das betrifft, und erfreut sich einer guten Constitution, auch hat es einen recht guten Willen, das muß man sagen, aber von Thaten hat man noch nicht viel gesehen. Als Oesterreich in Oberitalien niedergeworfen und dadurch eine Vormauer Deutschlands zusammen gerissen wurde, da hat Preußen gezaudert und gezaudert, bis es zu spät war; als Napoleon die Völker-Verträge zerriß und auf die Fetzen seine Fersen setzte, und als er Nizza und Savoyen „annexirte," da hat Preußen ein ganz klein bischen und recht bescheiden „protestirt." Preußen hat die beste Absicht, Deutschland nach Innen einig und nach Außen stark zu machen, es weiß aber nur nicht, wie man's anfängt. Es möchte den armen Kurhessen gerne helfen, aber es darf nicht, es möchte den unglücklichen Schleswig-Holsteinern gerne beistehen, aber es kann nicht. Inzwischen aber ist Preußen die fünfte Großmacht und auf dem Schloßplatze in Berlin steht die Bildsäule Friedrich des Großen.

Baden hat ein ereignißvolles Jahr hinter sich.

Das Konkordat mit Rom, das dem widerstrebenden Volke aufgedrungen werden sollte, drohte das Land in Verwirrung und Zwietracht zu stürzen und eine Feuersbrunst zu entzünden, die unser Glück auf immer hätte vernichten können. Der Weisheit unseres edlen Fürsten und der Treue unserer Kammer haben wir es zu danken, daß dieses Unheil von unsern Häuptern abgewendet blieb.

Solche Konkordate gehören zum Schutte des Mittelalters, dort laßt sie modern, unser schönes und glückliches Baden aber, das sich heller Köpfe und warmer Herzen rühmt, sei diesem historischen Unrathe auf immer verschlossen.

Großherzog Friedrich hat sich jetzt mit Ministern umgeben, die er aus den Tüchtigsten des Volkes herausgegriffen und hat am Ostertage 1860 eine Ansprache an sein Volk ge-

BLB Karlsruhe

richtet, die die Gemüther beruhigt, die Herzen begeistert und Fürst und Volk in Eines zusammengekettet hat. Das dankbare Volk wird niemals vergessen, was sein Fürst für es gethan und was er zu ihm gesprochen hat.

Das kleine Häuflein Finsterlinge, das noch grollend im Dunkeln schleicht und wühlt und hetzt, es wird diesen Bau nicht erschüttern, der ein Werk des Lichtes und der Wahrheit ist, das sind uns Bürge, das Wort unseres Fürsten und die Namen seiner treuesten Stützen:

Prinz Wilhelm, Stabel und Lamey.

Der hinkende Bote hätte gerne seinen Lesern eine Freude gemacht mit den Bildnissen dieser drei ächten deutschen Ehrenmänner, aber er hat die Bilder nirgends auftreiben können, es gibt keine, und die wackern Männer scheinen lediglich „Original" bleiben zu wollen.

---

## Die Christenverfolgung in Syrien.

In Syrien, das in Kleinasien liegt, um den Libanon herum, wohnen in vielen Städten und Dörfern Christen und Türken nebeneinander und untereinander. Aber man kann nicht sagen, daß sie friedlich nebeneinander wohnen, denn seit Jahren schon hassen, verfeinden und bekämpfen sie sich und thun einander Leides, wo sie nur können.

Wenn's auf eine Zeit lang Ruhe gab, für die Dauer ist's nie gewesen; der Funke des Hasses glimmte stets in der Asche und es bedurfte nur eines Hauches, um sie wieder zur Flamme anzufachen.

Eben jetzt lodert sie wieder, die alte Hassesflamme und die Drusen und Maroniten, so nennt man die türkischen und christlichen Bewohner des Libanon, zerfleischen sich in entsetzlichen Gräueln, die von der blutgedränkten Erde gegen Himmel dampfen.

Man sagt, der Kaiser Napoleon habe seine Hand wieder im Spiele und er sei es, der diesmal den Funken zur Flamme angeblasen, und warum? nur damit er die Flamme wieder löschen, als Retter der Christenheit auf dem Schauplatze erscheinen und bei dieser Gelegenheit Syrien anneriren könne. So sagt man. Der hinkende Bote glaubt's aber nicht, denn er glaubt nicht, daß irgend eine Menschenseele stark genug ist, um das Bewußtsein, diese haarsträubenden Schändlichkeiten, niedriger Zwecke willen, heraufbeschworen zu haben, auch nur eine Stunde lang tragen zu können.

In Beirut hat der blutige Tanz begonnen und sich in wenig Tagen über alle Städte und Dörfer des Libanon verbreitet. Ueberall wurden die Christen in ihren Häusern überfallen und mit Weibern und Kindern niedergemetzelt. Die einen schnellen Tod fanden unter dem Messer oder in den Flammen, waren noch die Glücklichsten, denn Viele, Viele wurden erst nach unerhörten Bestialitäten und Martern getödtet.

So wurden in Damaskus, dieser herrlichen, mitten in einem Paradiese liegenden Stadt, in wenigen Tagen 6000 Christen ermordet, das ganze Christenviertel geplündert und 2000 Christenhäuser niedergebrannt, mit den kostbarsten Kaufläden, reichsten Magazinen und prachtvollsten Einrichtungen. Denn die Christen in Damaskus hatten sich durch Handel und Industrie große Reichthümer gesammelt und nach diesen mochten die fanatischen Türken so lüstern sein, als nach Christenblut.

Die türkischen Behörden sahen diesen scheußlichen Metzeleien ruhig zu und rührten keine Hand zur Rettung der armen Christen, und die türkischen Soldaten, unter deren Schutz die Unglücklichen flohen, raubten und mordeten selbst nach Herzenslust. Von Begraben der Leichen war keine Rede mehr, wer hätte sie auch begraben sollen und wollen? Man ließ sie in den Straßen herumliegen und überließ es den hungrigen Hunden, von denen Damaskus wimmelt, die Todtengräber zu machen. Diese, von der grauenvoll reichen Nahrung wild geworden, gestatteten kaum eine Annäherung, um sich ihre entsetzliche Beute entreißen zu lassen.

Das Auge wendet sich mit Schaudern von diesen gräßlichen Scenen.

Doch auch Züge von Großherzigkeit und Edelmuth haben diese Stunden des Schreckens und Jammers gesehen, und viele mahomedanische Familien haben verfolgte Christen mit Gefahr ihres eigenen Lebens bei sich aufgenommen und beschützt. Unter den Mahomedanern, die sich so edelmüthig benommen, zeichnete sich ganz besonders aus Abd-el-Kader, ein alter Bekannter des geneigten Lesers, der in Damaskus wohnt und für den die Stunde gekommen war, den Christen zu vergelten, daß sie ihm Vaterland, Heimath, Freiheit und so ziemlich Alles genommen haben, was man einem Menschen nehmen kann. Er hat dadurch vergolten, daß er mehreren tausend Christen das Leben rettete, indem er sie in seinen Palast und in der Citadelle der Stadt aufnehmen ließ und nicht nur gegen ihre blutdürstigen Feinde beschützte, sondern sie auch wochenlange speiste und kleidete. Abd-el-Kader hat in dieser Stunde bewiesen, daß er in Wirklichkeit ein Held, ein edler Mensch ist.

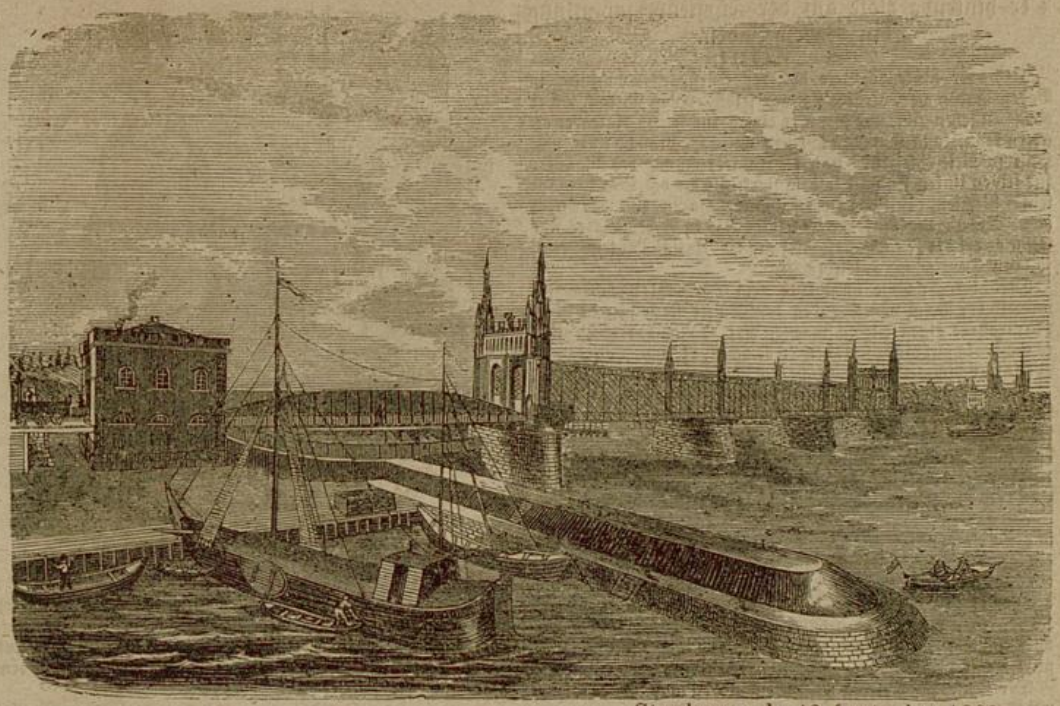
Doch für die Räuber und Mörder nahte die Stunde der Strafe. Sultan Abdul Medschid schickte seinen Feldherrn Fuad Pascha mit Soldaten und Vollmachten nach dem Libanon, und ehe noch die französische Flotte, die zum Schutze der Christen ausgerüstet worden, die syrische Küste erreichen konnte, hatte das Rächeramt bereits begonnen.

Fuad Pascha machte mit den drusischen Mördern, den türkischen Räubern und pflichtvergessenen Soldaten kurzen Prozeß und ließ in Damaskus gleich in den ersten Tagen 70 aufhängen, 110 erschießen und 3000 unter die Soldaten stecken. Ob er dabei gerade die Rechten erwischte, hat der hinkende Bote nicht erfahren, er wird's nicht so genau genommen haben. — konnte sich übrigens auch nicht groß vergreifen in Damaskus, und um ein Exempel zu statuiren, war ihm jeder recht.

Fuad Pascha wüthet heute noch als furchtbarer Rächer in Syrien, und das Köpfen, Hängen und Erschießen ist an der Tagesordnung. Wenn's nur auch Etwas hilft, es scheint aber, es wird keine Ruhe geben bis der türkischen Wirthschaft überhaupt ein Ende gemacht wird. Wenn's der hinkende Bote zu thun hätte, je eher, je lieber.

---

Abd-el-Kader schützt verfolgte Christen in Damascus vor Ermordung.



Strasbourg, le 12 Septembre 1860.

Mon cher Edouard!

Da wursch dirs gar nit kinne explicire), worum uff dinne letzti Correspondance so lang nit kumm ze repondire; villicht soupconnirsch gar i hätt di vergesse — mais ce n'est pas mon habitude — minne parole d'honneur! De kansch der keine Idee dervunn mache, wie mir vun de G'schäfte geploit sinn: zitdem unsri artilleurs — honneur à ces braves! widder uß Italie zeruck sinn, gitt's Ta für Ta e paar dutzed veritalisirte Bärt hera ze mache und ußerdem no zwanzig Mamselle von unsere pratique ze coiffire — c'est trop pour mon calibre! Ecoute, i solt der gar ze viel rapportire, car Strasbourg c'est l'autre Paris, awer die nouvelle wurd die am Mehnste interessire, daß dinne alti amour ußm Stelzegäßle mit sellem welsche étudiant en médecine durchgebrennt isch, wu uffm letzte jeudi gras so feurig mit ere getanzt hett; enfin, wi witt sie mit enand gekumme sinn, kann i dir nit saue. uff alli Fäll witt genue pour que tu ne puisses la réclamer. Unns Entejorkels Eugenie, wu de bim grand feu artificiel ihre Cavalier gemacht un in der Citadine alleini heimgeführt hesch, wurd au ball hochzitte un's dicke Bärbele ußm Pungewer (Pont-couverts) et les autres démoiselles de la maison lon di grüße.

A propos — Du witt wisse, ob der neu Rhinbruck ball ferti isch? Eh bien, am vorige Sunnti bin i druße g'sinn vor die Sach ze recherchire un i kann der numme saue, daß si wirkli d'iserni Gätter à l'aide de la vapeur uff d'Pfiller roulire, unn daß es gar nimmi lang dure wurd, biz mer mit em Chemin de fer directement ä Promenädel in's Dütschländel entrepeniren kann. Vor deß de e bessere Idee vun der Bruck bekumsch, hann i minne lettre e Bildl affichirt, wu de Alles à ton aise regardire kannsch.

Quel triomphe du génie français! Zwar het mer mer g'sat, daß die Dütschi au mitgeholfe unn ä große Theil ganz alein gemacht hen; mais nous autres Français nous étions ici comme partout l'avantgarde de la civilisation!

Awer, was sast dazue, daß sie uff'm dütsche Terrain bi der Bruck drüwe e Festüngl employren welle? C'est bien ridicule nést-ce pas? sie henn jo ze Kehl gar keini Kanone unn mit dene paar factionaires, wu am Zollhus stehen, kinne se doch de Rhin nit b'setzen et la place de Kehl? „deß gitt e mol e Déjeuner vor unseri artilleurs" saui, haw i g'sat; aber kum ußgeredt, packt mi so e badischer chargé de police am Fräckel unn will mer de procès verbal mache! Ich awer in minere agilité nationale nit ful unn brenn em durch und schlupf in's café Baas herinn unn ha de Schwowe tüchti ußgelacht.

Par hazard kummt mer do e dütsch Journal in d'Händ — il s'appelle „Journal du pays badois" — tiens, do steht schwarz uff wiß gedruckt, waß dir, mon cher ami, bim congrès des suverains ze Bade arrivirt isch unn waß sie der vor impertinenti sottises gemacht henn. Oh, je ne saurais te dire, waß mi deß Ding chag inirt hett, daß i sellemol nit drunte gsinn bin; enfin, ich unn unsre centgardes wo der Kaiser bi sich g'hett hett, vor sine plaisir mir hätte di ganz dütsch confédération ze Bodde g'schlaue. Mais patience! Wenn e mol der train de plaisir üwer d'neu Rhinbruck uff Bade fahre thuet, derno guet Nacht Expeditionsräthe unn ihr andri dütschi Michel! Parbleu, je casserai la tête à ces infâmes, so wohr i ä Franzos bin, et

ton très fidèle et très affectionné ami

Alphonse Schneckentänzel, Coiffeur.

à Monsieur Edouard Hennewédèle, Sommelier,
au Café de Promenade
à Bade,
près de la France.